

Nachgefragt

# Das Ende der Spielzeit

Oberspielleiter Volker Schmalöer und Chefdramaturg Horst Busch verlassen das Staatstheater zum Ende dieser Spielzeit. Eine gute Gelegenheit, um eine Bilanz zu ziehen.

(K) Wenn Sie auf die letzten sechs Jahre zurückblicken, gibt es eine Inszenierung oder anderes, worauf Sie besonders stolz sind?

SCHMALÖER: Ich finde, wenn man alles zusammensieht, ist es eine sehr erfolgreiche Zeit gewesen. Zu meinen Highlights zählen

der gesamte Aufbau im Querformat. Aber auch „Die Dreigroschenoper“... also da würde ich mich eigentlich so durchloben (lacht). Es war eine sehr fruchtbare Zeit.

BUSCH: Mir geht es ähnlich. Das Theater wurde, als wir kamen, leider schlecht besucht. Bedauerlicherweise, denn es gab sehr

SCHMALÖER: Ja, (lacht) aber die sagen wir Ihnen jetzt nicht. Ich wollte immer außerhalb des Hauses noch ein größeres Projekt machen, das hätte viel logistische Vorarbeit verlangt und ist nie recht geworden.

BUSCH: Es gibt in der Tat viele Projekte, aber die macht man nur, wenn man den richtigen Partner hat und die Zeit dazu reif ist. Wenn das nicht der Fall ist, lässt man es eben.

(K) Wenn Sie dann gegangen sein werden, gibt es etwas, was Sie an Kassel vermissen werden?

SCHMALÖER Es ist ein sehr gut funktionierendes Haus. Das sagen auch Regisseure

## Jede Menge Gefahrenquellen

von außerhalb. Und ich hatte durch die Position als Oberspielleiter die Freiheit, im



sicherlich die ersten zweieinhalb Jahre in der documenta-Halle, weil man dort mit einem anderen Gestaltungswillen herangehen konnte. Es war für mich sehr spannend, die Konzepte dafür zu entwickeln, beispielsweise die variablen Zuschauertribünen. Und ich fand auch „Ödipus“ und „Onkel Wanja“, die ich im zweiten Jahr gemacht habe, toll. Bei „Ödipus“ haben wir die Halle unter Wasser gesetzt und bei „Onkel Wanja“ war

Volker Schmalöer

sehenswerte Inszenierungen. Darum galt es anfänglich, zu schauen, wie ist das Publikum, wie kann ich Kontakte knüpfen, wen kann man einladen, wen kann man als Kooperationspartner finden. Das war auf der einen Seite anstrengend und kräftezehrend, hat aber auf der anderen Seite auch viel Spaß gemacht. Ich habe mich sehr gefreut, als die ersten Inszenierungen beim Publikum gut ankamen – beispielsweise „So wild ist es in unseren Wäldern schon lange nicht mehr“ von Theresia Walser. Das war risikoreich, hat aber wunderbar funktioniert. Auch die Arbeit an „Onkel Wanja“ mit Volker Schmalöer hat mir viel Spaß gemacht. Wobei das für einen Dramaturgen natürlich noch mal etwas anderes ist. Dramaturgen arbeiten ja nicht nur an einzelnen Stücken, sondern sollten den gesamten Spielplan im Auge behalten.

(K) Gibt es eine Idee oder ein Projekt, welches Sie gerne noch an diesem Haus umgesetzt hätten?

Schauspielhaus eigentlich alles zu machen, was ich wollte. Und ich konnte auch mein Spektrum durch die Oper erweitern. Die Arbeitssituation ist schon denkbar günstig. Und die hat sich auch nicht verschlechtert.

BUSCH: Bei mir wird es wohl das Ensemble sein. Das habe ich ins Herz geschlossen. Sicherlich aber auch einige Mitarbeiter und Menschen in der Stadt.

(K) Welche Eigenschaft, auf Theaterarbeit bezogen, die Volker Schmalöer besitzt, hätten Sie gerne Herr Busch?

BUSCH: (überlegt)

SCHMALÖER: Da bin ich jetzt aber auch gespannt, was Busch sagt.

BUSCH: Volker Schmalöer ist für mich ein wahnsinnig wichtiger und streitbarer Kollege gewesen. Das ist für mich auch Grund, zu gehen. Theaterarbeit ist immer gemein-



same Arbeit! Man arbeitet immer mit einem Team, mit anderen Leuten, das kann man nicht allein, dafür braucht man Partner und die müssen auch Kraft haben, sich durchzusetzen. Mit Volker Schmalöer habe ich das immer geschafft.

(K) Und welche Eigenschaft hätten Sie nun gerne?

BUSCH: Diese Streitbarkeit. Mit Vehemenz zu sagen: „Das müssen wir ausdiskutieren. Darüber müssen wir streiten“.

(K) Die gleiche Frage an Sie, Herr Schmalöer ...

SCHMALÖER: Sorgfalt und Disziplin! Das bewundere ich an Horst. Er ist wahnsinnig fleißig, und das meine ich jetzt nicht negativ, ich will nicht sagen, dass er ein doofes fleißiges Lieschen sei, sondern er ist jemand, der sich von Morgens bis Abends um das Haus kümmert. Und der dann auch die Stränge in der Hand hält und das mit viel Disziplin macht. Ich bin da eher ein Chaot.

(K) Sie haben ja nun sechs Jahre relativ eng miteinander am Haus gearbeitet. Jetzt trennen Sie sich. Sind sie traurig?

SCHMALÖER: Klar ist man um bestimmte Sachen traurig. Ich bin ja nicht rausgeschmissen worden, sondern ich gehe ja freiwillig und da ist man um bestimmte Dinge, wie Horst um das Ensemble traurig. Horst werde ich sicherlich vermissen, denn wir sind ja schon seit 15 Jahren befreundet. Aber die Entscheidung zu sagen, jetzt gehe ich, die bereue ich nicht, denn man kommt irgendwann an den Punkt, wo man spürt: Jetzt geht es nicht mehr. Aber ich hänge natürlich an Regisseuren, an Schauspielern. Und da ich ja die Zusage habe, dass es auf einen nicht nach hinten festgelegten Zeitraum weitergeht, bin ich ja praktisch ein viertel Jahr immer hier. So extrem ist der Abschied also nicht.

(K) Und Sie werden nach Nürnberg gehen...

BUSCH: Es ist absolut wichtig für eine künstlerische Weiterentwicklung, dass man sich dem Neuen stellt. Das ist nicht immer leicht, aber doch auch lustvoll und interessant.

(K) Fühlten Sie sich künstlerisch gefordert, haben Sie sich weiterentwickelt?

BUSCH: Auf jeden Fall, das war ja auch ein Grund, warum ich mit Thomas Bockelmann nach Kassel gekommen bin. Das hatte mit

der Größe des Hauses zu tun und mit dem tif. Denn das tif als Studio ist für die Entwicklung am Theater wichtig.

SCHMALÖER ... zumal es vorher die Möglichkeit gar nicht gab.

BUSCH: Man kann Autoren, Regisseure ausprobieren. Für mich ist das eine Struktur des Staatstheaters, die man unbedingt schützen muss. Wenn man das abschaffen würde, wäre das für mich sofort ein Grund, zu gehen.

SCHMALÖER Bei mir hat das nicht so viel mit dem Haus an sich zu tun, weil es für mich das erste Mal war, eine feste Stelle anzunehmen und das gibt einem in der Arbeit Sicherheit. Mir merkt man das so zwar nicht an, aber ich bin dann doch irgendwie scheu. Man verwächst mit einem Ensemble, mit dem man fest zusammenarbeitet. Denn die Anbahnungsversuche, wenn man etwas neues macht, bis alle verstehen und wissen, was man meint, dauern schon mal eine Woche, das fällt hier weg. Man arbeitet auf einer ganz vertrauten Ebene und ich kann auch sagen, dass ich im Ensemble großen Respekt genossen hab. Da ist einem einfach schon ein Schritt abgenommen. Ich war früher richtig aufgeregt vor Produktionen und hier ist man dann doch gelassener. Was nicht heißt, dass einem die Arbeit egal ist, aber man hat den ganzen Fremdelkram nicht, der sonst eine große Rolle bei mir spielt, und dadurch kommt man direkter zur Sache. Was ich finde ist, dass sich das Publikum innerhalb der sechs Jahre verändert hat. Am Anfang, bei der „Dreigroschenoper“ stand ich in der Pause mit den Schauspielern hinten und sagte: „Die hassen uns!“ – weil die Kasseler keine lebhaft reagierenden Zuschauer sind. Das hat sich geändert, die Leute reagieren viel mehr. Das ist ein Prozess, bei dem ein Theater mit einer Stadt verwächst und das fand ich erfreulich.

(K) Wie würden Sie, ganz generell, das Kasseler Publikum überhaupt einschätzen? Ist es mutig, aufgeschlossen?

SCHMALÖER Ach ja, doch.

(K) Oder sollte man für die Kasseler lieber nur Klassiker spielen?

SCHMALÖER Es gibt sicherlich verschiedene Klientel. Als ich bei Peer Gynt in den Endproben war, dachte ich: „Na, da wird aber die ein oder andere Tür knallen“. Das war dann gar nicht so und da dachte ich:



Horst Busch

„Die sind ja jetzt aber doch schon aufgeschlossener dafür, dass was anders ist, oder die Theatersprache eine andere ist“ – auch für Ironie. Ich habe den Eindruck, dass das Klientel ein mehr intellektuelles Publikum ist ...

BUSCH: ... es ist auf jeden Fall ein sehr unterschiedliches. Wie in fast allen Häusern. Das eine Publikum gibt es nicht ...

SCHMALÖER ... wenn man schaut, wer in „39 Stufen“ sitzt und wer in „Judith“.

BUSCH: Und das Premierenpublikum ist überall ein anderes Publikum als das, welches dann in die fünfte, sechste oder 20. Vorstellung geht. Es ist schön, wenn man merkt, dass es verschiedene Menschen sind. Beispielsweise freue ich mich, wenn ich Studenten sehe, die man mal im Seminar hatte. Oder wenn ältere Damen nach der Vorstellungen kommen und sagen (verstellt die Stimme) „Das hat mir jetzt aber gut gefallen“ und ich gar nicht damit gerechnet hatte.

(K) Einen Tipp für Ihre Nachfolger?

BUSCH: Das ist ja das Tolle, dass man sich da neu reinfinden muss. Ich halte mich zurück, aber stehe für Fragen offen.

(K) Es gibt also keine Gefahrenquellen...

SCHMALÖER (lacht) Es gibt jede Menge Gefahrenquellen!